



Ansicht von Debreczin.

## Debreczin.



ine der merkwürdigsten Städte nicht nur des ungarischen Alföld, sondern des magharischen Volksstammes überhaupt ist Debreczin (Debreczen), das im ganzen Lande auch „das calvinistische Rom“ genannt wird. Schon im XVII. Jahrhundert erwähnt es Balthasar Bartha in den einleitenden Zeilen seiner Chronik folgendermaßen: „Diese im Gefild erbaute, mit keinem starken Schutzwall umgebene, nur am Gehorsam festhaltende Stadt, Debreczin genannt, mein trautes Wohnheim“.

Vor der Einwanderung der Ungarn wird auf der Stätte von Debreczin wohl kaum eine Stadt gestanden haben, denn in seinem ganzen Umkreise hat sich noch kein Gräberfund ergeben, aus dem auf die Niederlassung irgend welcher früheren Ansiedler an diesem Orte in geschichtlicher Zeit geschlossen werden könnte. Auch Funde aus vorgeschichtlichen Epochen kommen in der Gegend nur sehr selten vor; nur ein Steinhammer auf dem „verfluchten Feld“, ein Aschenkrug, Obsidianmesser, welche das Volk „Ackerfeuersteine“ (ugarkova) nennt, und ferner etliche Getreidemahlsteine bekunden, daß einstmals der Armensch sich auch hierher verirrt hat. Auf der nämlichen Puszta fand man zwar auch Denkmäler der Bronzezeit und auf der Puszta Zelemér zwei Schuh lange Lanzenspitzen aus Bronze und ein urzeitliches Urnenfeld mit Aschenkrügen aus ungebranntem Thon, welche im Museum der Debrecziner Hochschule zu sehen sind; Denkmäler jedoch, die sich auf das Zeitalter der Völkerwanderung beziehen oder mit den jetzt bekannten Volksstämmen in Verbindung stehen, wurden in dieser Gegend niemals gefunden. Berge sind am Horizont von Debreczin nur bei klarem Wetter, und auch dann nur im Osten zu sehen; bloß kleine Hügel, deren Höhe zwischen 6 und 10 Meter schwankt, ziehen sich in langer Reihe seinem östlichen und

westlichen Grenzrain entlang; sie heißen im Volksmunde „Rumanenhügel“ (Kunhalom) oder „Tatarenrast“ (tatárnyugvó).

Zwischen diesen Hügelreihen dehnt sich eine breite Ebene hin, durch Senkungen, Wasseradern, Wasserläufe zerrissen, welche alle besondere Namen haben. Geschlängelte Bäche, deren Strömung man kaum unterscheidet, mit hohem Köhricht durchwachsene Teiche, mähhare „Gründe“, abwechselnd mit natronhaltigen Tümpeln und dann, aus den vielen kleinen Senken, Gruben, Rinnen zusammengesickert, der „Vater der Adern“, der Hortobágh, der in tragem Laufe sie alle dem großen Sárrét (Schlammwiese) zuführt, angeschwollen aber die ganze Ebene überflutet. Das Ufer des Hortobágh liegt nur 121 Meter über dem Meerespiegel. Außer diesen frei umherschweifenden „Läufen“ ist die Ebene auch noch von Gräben durchzogen, welche durch Ingenieure kunstgerecht angelegt die Überschwemmungsgewässer der Theiß ableiten. Sogar das Diplom Leopolds I. über die Mauthgerechtigkeit von Debreczin führt als Motiv an, daß „die Stadt Döbröczön an einem gesenkten, flachen und schlammigen Orte belegen ist“.

In dieser nach allen Seiten offenen, von Gewässern durchtränkten Flachgegend eine Niederlassung bis zur dauernden großen Stadt zu verdichten und diese dann viele Jahrhunderte hindurch aufrechtzuerhalten ohne Bastionen, Steinschleudermaschinen, Kanonen und Kriegsheer, lediglich durch richtige Voraussicht, Verstand und Fleiß, — das konnte wahrlich nur das Werk jener Race sein, welche es thatsächlich durchgeführt hat.

Schon das Wappen der Stadt Debreczin überrascht den heraldischen Forscher auf den ersten Blick. Die Zusammenstellung desselben ist ein historisches Problem. Man sieht im Wappenschilde ein weißes Lamm mit einer goldenen Glorie um den Kopf, eine rothe Fahne mit weißem Kreuz an seine Schulter gelehnt, unter den Füßen des Lammes zwei ausgebreitete Bücher, über demselben eine aufsteigende Palme, dann über dem Harnisch einen gekrönten offenen Helm, auf diesem einen aus Flammen emporschwebenden Phönix und über diesem links eine goldene Sonne im Strahlenglanz, — lauter Denkmäler von Epochen der Stadtgeschichte. Das Lamm mit der Fahne ist das Sinnbild des auferstehenden Erlösers, die Belohnung Andreas' II. für seine im heiligen Lande geleisteten Dienste; das geöffnete Buch, der aus Flammen aufschwebende Phönix und die Sonne sind die Gaben König Rudolfs zur Versinnlichung dessen, daß die Stadt, aus ihrer Asche wiedererstanden, sich der Pflege der Wissenschaften widmete; der unter seiner Last in die Höhe wachsende Palmbaum endlich bekundet als sprechendes Bild die Anerkennung König Leopolds I. für die großen Verdienste Debreczins.

Soweit die Chroniken und schriftlichen Denkmäler zurückreichen, hat Debreczin sein eigenes geschichtliches Leben, das von den gewohnten Begriffen abweichend sich selbständig entwickelt und durch seinen Einfluß auf die Nation nach außen fühlbar macht.

Unter den Königen aus dem Mannesstamm des Arpádenhauses war Debreczin schon eine so mächtige Stadt, daß es unter der Anführung seines eigenen Burghauptmanns Andreas Dózsa von Debreczin dem König Andreas II. eine ganze Kriegsschar nach Palästina mitgeben konnte; dafür erhielt es sein erstes Wappen, das gleichbedeutend ist mit einem Privilegium. Weiterhin bis unter Karl Robert blieben die Dózsas von Debreczin erbliche Herren der Stadt. Zur Zeit des Matthias Dózsa ergriff Debreczin die Partei Karl Roberts und half die Kronprätendenten nach einander niederschlagen, zuerst Otto den Baier, dann Matthäus Csák, zuletzt Leo, König von Galizien; dafür stieg es dermaßen in seinem Ansehen, daß sein Burghauptmann Matthias Dózsa von Debreczin erst Obergespan von Szabolcs und Bihar, dann Wojwode von Siebenbürgen und schließlich Palatin von Ungarn wurde. Auch die Stadt selbst gewann erhebliche Privilegien, welche unter einer Reihe von Königen (Ludwig der Große, Sigismund, Wladislaus) noch erweitert wurden.

Die Bürger Debreczins erhielten gleichen Rang mit denen von Ofen; sie durften mit ihren Waaren im ganzen Lande zollfrei Handel treiben und es war nicht zulässig, sie für welches Vergehen immer vor eine andere Behörde zu stellen als vor ihr eigenes gewähltes Stadtgericht, welches das Recht über Leben und Tod hatte, und was das bedeutendste Privilegium Debreczins war, sogar sein Gebiet wurde als Asyl erklärt für jeden Hörigen, der sich dort niederlassen wollte. Dies brachte ein rasches Wachstum seiner Bevölkerung mit sich. Für das hörige Volk der ganzen Gegend war das Gebiet von Debreczin das einzige freie Land, wo die Herrenmacht der Obergespane und Grundherren aufhörte. Auch Debreczin selbst hatte zwar einen Grundherrn, aber seine Bürger leisteten niemals die Robot, sondern zahlten seit unwordenklichen Zeiten 2.000 Gulden Taxe, wofür sie freie Herren in ihrer eigenen Stadt waren. Diese Freiheit bildete die Ringmauer Debreczins.

Denn niemals war es mit einem steinernen Wall umgeben, obgleich ein Beschluß des Königs Sigismund dies verfügt hatte. Ein Graben und ein Zaun mit Wachtthürmen aus Luftziegeln bildeten die Umwallung und bot selbst gegen Buschklepper keinen ausreichenden Schutz, wie denn auch thatsächlich mehrmals Einbrüche von Raubgesindel stattfanden, das sich in verworrenen Zeiten zusammengeschart hatte; aber die Einwohner schlugen solches Raubvolk mitten auf ihrem Marktplatz zu Schanden und den Anführer einer solchen Empörerbände, den zu geschichtlichem Ruf gelangten großen Karácson, den „schwarzen Mann“, ließ der Richter von Debreczin sogar an Ort und Stelle köpfen.

Diese imposante Entwicklung Debreczins wird dadurch noch bemerkenswerther, daß es in seiner unmittelbaren Nähe Großwardein hatte, die glänzendste unter den fünf großen Städten des Landes, Wohnsitz von Königsbrüdern und Königsöhnen, auch Bischofsitz,

Wächterin des Grabmals Ladislaus des Heiligen und überdies mächtige, wohlumschanzte Festung. Großwardein zog den glänzenden, kriegslustigen Adel an sich, Debreczin den einfachen, arbeitssamen Bürger.

Das Lebensverhältniß, welches nach einer bestimmten Geldleistung geregelt war, ging nach den Dózsás auf den Serben Georg Brankovics, dann auf Johann Hunyadi über; jener erhielt es von König Sigismund als Pfand, dieser von der Nation als patriotische Belohnung. Ein halbes Jahrhundert blieb die Familie Hunyadi Herrin Debreczins; König Matthias I. lohnte die Treue der Stadt sogar durch Befreiung von den Abgaben nach den Ararialeinkünften, desgleichen durch Befreiung ihrer Kaufleute von allen Zöllen im Lande, wogegen die Stadt das Mauthrecht an der Überfuhr des Hortobágy gewann. Zuletzt, durch einen Erlass vom Jahre 1477, übertrug er sogar das Recht des Waarenaufenthaltes und Stapelplatzes für das Land jenseits der Theiß von Großwardein, dem es bis dahin zugestanden, auf Debreczin, dessen Treue gegen seine Mutter und Familie er schon früher in einem anderen Diplom dankbar anerkannt hatte. Durch diesen Act wurde Debreczin das, worauf sein Aufschwung beruht, eine durch ihre Märkte berühmte Handelsstadt, wo ehemals, so wie jetzt, die gewerbe- und handeltreibende Classe als die vornehme galt. Und diese Classe war stets magharisch, Unternehmungslust und Geschäftsgeist gingen in ihre Natur über, sie überließ den Gewinn wahrlich keiner fremden Hand. In den Chroniken finden sich einzelne Daten, etwa daß es blos zwölf Griechen gestattet war, in der Stadt Geschäfte zu gründen, aber auch nur mit dem Beding, daß, wenn einer davon starb, kein Grieche sich an seiner Stelle ansiedeln durfte. Während der „Freiheit“, wie man die Landesmärkte nannte, durften alle Völker der Welt in Debreczin ihre Waaren verkaufen; da kamen sie denn auch aus fremden Landen herbei, walachische und türkische Krämer und polnische Handelsleute, und schlugen einen ganzen Bazar auf mit Saffian-, Seiden- und Musselinwaaren. Außerhalb desselben aber durften nur die Debrecziner Bürger die „Stände“ anfüllen, während sie ihrerseits die Befugniß hatten, ihre Waarenzelte sogar in Stambul aufzuschlagen.

Die vervollkommnete Industrie und der Handel mit den Erzeugnissen derselben nach fernen Ländern mußten schon in früherer Zeit den Volksgeist dieser Stadt mit ausgedehnteren Kenntnissen bereichern. Die wohlhabenden Bürger schickten ihre Söhne anfangs nach Arakau auf die Akademie; dabei aber gründeten sie auch daheim Schulen mit weltlichen Lehrern, nach denen eine der größten Straßen der Stadt noch jetzt Lehrergasse (mesteruteza) heißt.

Nach dem Aussterben der Hunyadis fiel die Grundherrenmacht über die Stadt den Szapolyais zu. König Johann (Szapolyai) bekleidete mit diesem Besitztitel im Jahre 1535 seinen mächtigen Anhänger Valentin Török von Enying. Dieser historisch so bedeutsame



Hauptplatz von Debreczin.

Magnat führte in Debreczin die Reformation ein. Der Geistliche Valentin war der erste Missionär daselbst. Das Volk von Debreczin trat massenhaft zum erneuerten Glauben über, nach sechzehn Jahren war die ganze Stadt protestantisch und nach weiteren zehn Jahren der Lehre Calvins ergeben. Alle Gotteshäuser wurden der neuen Religion eingeräumt, jede andere Kirche ging ein.

Die staatertrümmernden großen Katastrophen, die nun folgten, theilten Debreczin für lange Zeit der siebenbürgischen Fürstengewalt zu. Diese Zeiten voll mannigfacher Wechselfälle haben die Lebensweisheit Debreczins zur Entwicklung gebracht.

Auf dem Heerwege von drei- und viererlei feindlichen Armeen gelegen, ohne steinerne Mauern, ohne Kriegsheer, und dennoch frei, treu dem Vaterlande, ausdauernd in der Arbeit der Aufklärung, der Wissenschaft, stand die Stadt allein da gleich einer unabhängigen Republik. Sie kaufte sich frei vom Sultan, von den Paschas, von ihren eigenen Fürsten, von den kaiserlichen Feldherren; gegen alle jene verwüstenden Heere schickte sie keine Truppen aus, sondern entrichtete die ihr auferlegten Kriegscontributionen; sie griff auch weiter zu keiner Heugabel, um sich mit dem Feinde zu messen, sondern schickte ihm Richter und Vorsteher entgegen, die den Handel mit ihm abschlossen, so daß Feuer und Schwert ihr fernblieb; die kriegslustige Jugend wußte sie daheim in Zucht zu halten und die Volksleidenschaft zu zügeln, welche lüstern ist nach Gefahr. Mehr als einmal stieß es jenen hervorragenden Abgesandten zu, daß der trogige Feind sie in den Kerker werfen, ja auf die Folter spannen ließ; dem Wortführer, dem Richter wurde der Kopf vor die Füße gelegt, aber solch trauriges Beispiel hielt die Nachfolgenden doch nicht zurück, — Debreczin war das Vaterland.

Wie oft während dieser Zeitläufte nahm Debreczin die flüchtigen Bevölkerungen ganzer Städte, wie Szegedin, Makó, Esanád auf, und eine zeitlang auch die von Sárospatak vertriebenen Professoren und Studenten der reformirten Hochschule! Die Getreuen der überall verfolgten Reformation fanden hier ein bleibendes Asyl, und als Franz Rákóczy nach dem Abschluß seiner kriegerischen Geschichte das Land verließ, vertraute er die Scharen schutzlosen Volkes, die ihm nachgezogen waren, namentlich die Flüchtlinge aus dem Barser Comitate, das Weiber- und Kinderheer der Kuruzen, der Obhut Debreczins an, welches sie aufnahm.

Und als es endlich dahin kam, daß alles Beschwichtigen und Zahlen nicht mehr nützen wollte, da bewies das Volk von Debreczin, daß es sich auch des Schwertes nicht entwöhnt hatte; als im Jahre 1566 die verheerenden Schwärme der krimischen Tataren, ein Volk in Sclavenfesseln mitschleppend, sich gegen Debreczin heranwälzten, da wurden sie auf dem Felde zwischen Szoboszló und Ujváros durch die Bürgerschaft zersprengt, die Sclaven befreit, — noch jetzt heißt der Ort des Kampfes „Blutthal“ (vérvölgy).

Aber trotz alledem konnten weder Weisheit, noch Opfermuth und tapferer Widerstand Debreczin vor aller Gefahr bewahren; nicht nur kaiserliche Heere, sondern auch Turko-Magyharen, „Pribeken“ (Überläufer), fielen es an, raubten es aus und die Feuersbrunst des Jahres 1564 legte die ganze Stadt sammt ihren Kirchen in Asche.

Aber der mächtige Gemeingeist, der im Volke lebte, richtete die Stadt aus dem Staube der Vernichtung wieder auf — und nicht dieses einzige Mal. Jener Phönix im Stadtwappen, der sich aus Flammen emporschwingt, ist das Sinnbild dieser Periode.



Die Hauptschule der Reformirten in Debreczin.

Charakteristisch für diese Zeiten ist eine Verfügung des Stadtrathes von 1610: „Da Gott die Geißel noch nicht von uns genommen, vielmehr das Verderben von Tag zu Tage wächst, also sei es, insolange Gott der Herr keinen ruhigen Zustand verfügt, männiglich verboten, zu fiedeln, zu tanzen, die Leier zu schlagen und zu virginiren.“

Für das Volk aber ist es kennzeichnend, daß es unter all diesen kriegerischen Wechselfällen dem jeweiligen Herrscher, dem der Friedensvertrag diese große ungarische Stadt unterthan gemacht hatte, die Treue unverbrüchlich wahrte. Die Könige aus dem Hause Habsburg nicht minder als die Szapolyais, Báthoris, Bethlens, Bocskays und Rákóczys belohnten die Stadt für ihre aufrichtige Treue mit neuen und bestätigten alten Privilegien; Stefan Báthori vergißt selbst noch als König von Polen nicht, ihr seine Gunst zu erweisen, ja sogar der türkische Sultan fühlt sich bewogen, ihr in einem Nothjahre

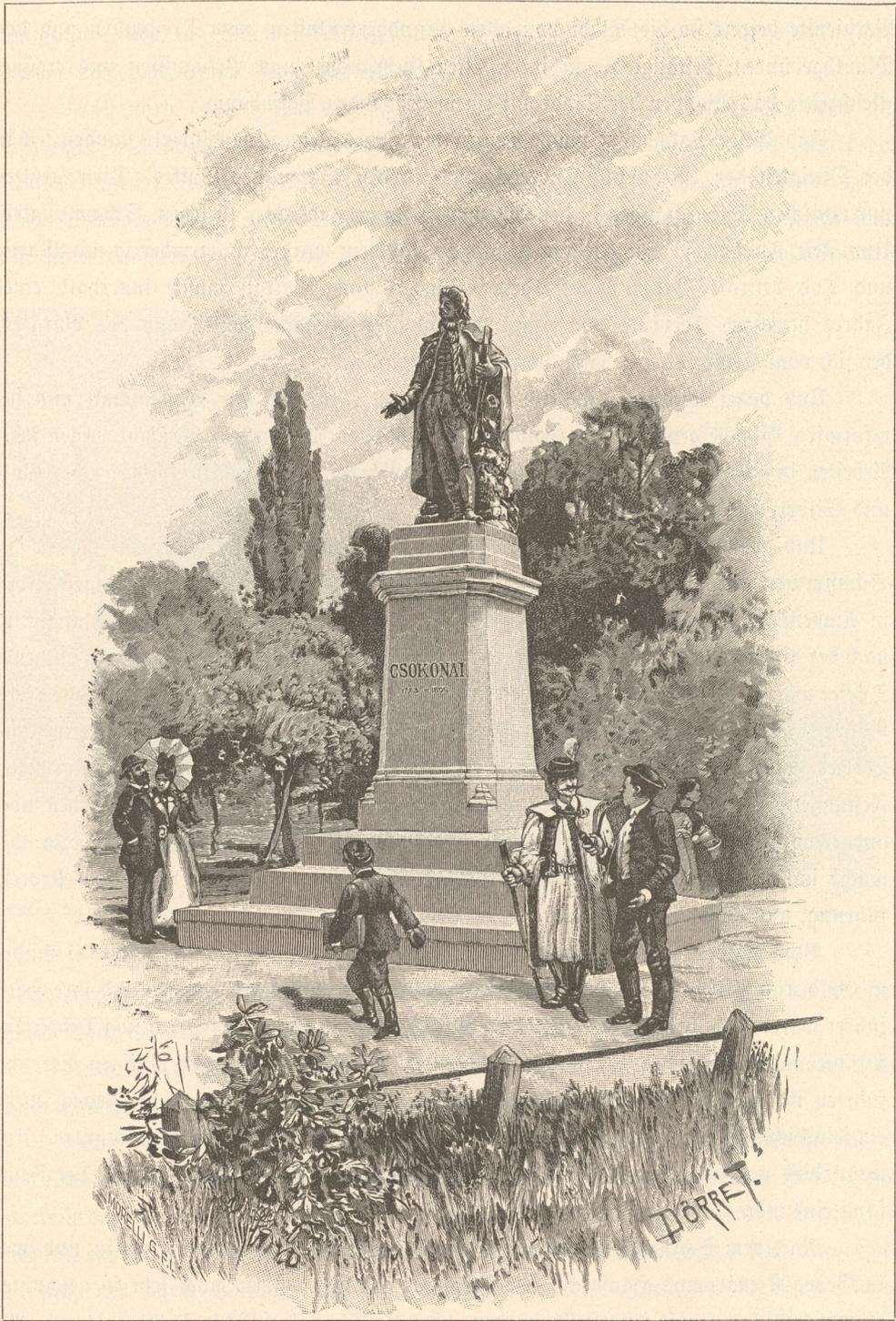
einen Theil der Steuer zu erlassen. — Fürst Gabriel Bethlen begann den Wiederaufbau der durch Feuersbrunst zerstörten Domkirche, Georg Rákóczy I. aber beendigte dieselbe und schenkte ihr eine 50 Centner schwere Glocke, aus Kanonen gegossen, die er in siegreichen Feldzügen erbeutet hatte, — sie heißt noch jetzt Rákóczy-Glocke. Georg Rákóczy II. hinterließ der Stadt ein weit schlimmeres Andenken. Er verlor sein Heer auf dem Kriegszuge nach Polen und brachte Debreczin durch seinen Kleinkrieg gegen die Türken den Feind an den Hals, gegen den er es dann nicht schützen konnte. Er selbst blieb in der Schlacht bei Gyalu und der alte türkische Pascha forderte von den Debreczinern nur noch große Messer und eine lange Kette, jene, um den gefallenen ungarischen Streitern die Köpfe zu schinden, diese, um die Gefangenen daran festzubinden.

Auch in der folgenden Zeit kam eine lange Reihe von Calamitäten über die Stadt Debreczin. Die systematischen Verheerungen des Generals Caraffa überboten noch die türkischen Grausamkeiten, so daß, als er Debreczin verließ, die Hälfte der Häuser unbewohnt blieb. Und als bereits Feuer, Hochwasser, verkehrte Ordnung der Elemente, und was noch verheerender als alle Elementarkraft, die tolle Wuth des Menschen sich im Verwüsten müde getobt, da gerieth die feste Erde selbst in Bewegung, um das große Werk des Verderbens zu vollenden, und ein Augenblick des Erdbebens stürzte Alles in den Stauh, was irgend noch stehen geblieben. Und das Volk von Debreczin verlor selbst jetzt nicht die Kraft der Seele, es verwand jeden Schlag, baute jede Ruine wieder auf, begann jede Arbeit von vorne; selbst in bedrohter Lage, bot es ein Asyl allen verfolgten Bewohnern des ganzen Landes. Die ihrer Religion wegen bedrängten Gläubigen und der wissenschaftliche Geist hatten eine feste Burg: die Hochschule von Debreczin. Diese ließ sie niemals verfallen und von ihr aus strahlte seine geistige Kraft erneut in die Runde.

Gleich dem Gestade einer neuen Welt schimmert aus diesem stürmischen Getümmel die neue Epoche hervor, welche durch das Diplom Leopolds I. eingeleitet wird. Es folgte auf die Tage der äußersten Noth. Die Osmanen, auf allen Schlachtfeldern geschlagen, aus allen ihren Festungen hinausgedrängt, in ihre letzte Weste Temesvár hineingedrückt, über-rumpelten Debreczin mit ihren Tatarenhorden, um sich gewaltsam zu verproviantiren. Die ganze Einwohnerschaft floh vor der unbarmherzigen Schar. Leer stand die Stadt, Niemand erntete die Saat, verlassen waren die Weideplätze. Die ganze Gegend eine Wüstenei.

Und Alles wurde wieder neu geschaffen.

Das Diplom König Leopolds I. vom Jahre 1693 erhebt Debreczin schon in die Reihe der königlichen Freistädte, deren Deputirte auf dem Reichstage erscheinen. Die königliche Urkunde entwirft ein lebendiges Bild der außerordentlichen Drangsale dieser großen Stadt und ihrer unter solchen Verhältnissen geleisteten hochwichtigen Dienste, welche „die menschlichen Begriffe übersteigend“ genannt werden. Zum Lohne für solche



Das Denkmal Csokonais in Debreczin.

Verdienste befreit sie die Stadt von allen Grundherrenlasten, vom Dreißigsten und den Mauthgebühren, bestätigt sie in ihren alten Gebräuchen und Befugnissen und ergänzt gleichzeitig das Wappen der Stadt mit einem grünenden Palmbaum.

Und dieser Palmbaum wuchs neu in die Höhe. Denn seine Wurzeln standen fest in der Obrigkeit der „Republik“ Debreczin und in den Sitten des Volkes. Diese uralten puritanischen Sitten standen in der Hut von streng gehandhabten Gesetzen. Schamlosigkeit, Üppigkeit, Fluchen, ja eine zeitlang sogar das Rauchen, wurden unbarmherzig mit Marter und Tod bestraft. Jeder Mann, der in eine Innung eintrat, mußte innerhalb eines Jahres heiraten; Ehebruch wurde mit Enthauptung geahndet, das Haus des Bürgers, der sich vom Heere entfernt hatte, wurde niedergerissen.

Und dabei wurden Industrie und Landbau entwickelt, die Wissenschaft und der reformirte Glaube gepflegt. Die Goldschmiede von Debreczin waren berühmt wegen ihrer Arbeiten in edlem Metall, noch berühmter die Gelehrten, deren Werke, kostbarer als Gold und Silber, die Druckerei der Stadt verewigte.

Und während die weisen Volksführer, vom Collegium angefangen bis in die Schusterwerkstätte hinab, jedes Mittel für den Erfolg der physischen und geistigen Arbeit in Anwendung brachten, widmeten sie ihre Sorgfalt auch noch der fernen Zukunft. Eine nach der anderen, kauften sie die umliegenden Buszten an, welche kurz vorher noch blühende Dörfer waren, die Nester altungarischer Adelsfamilien wie der Dhatis, Szepesiz, Zeleméris, Bajoniz. Die Ungunst der Zeiten, die türkischen Verheerungszüge, die Unsicherheit des Lebens hatten den Adel fortgeschencht, in andere Gegenden, unter den Schutz größerer Festungen, ihre Besitzbriefe waren vernichtet, sie selbst verschollen, ausgestorben oder anderswo unter anderen Namen zu neuer Blüte gelangt. Das Gebiet von Debreczin aber wuchs immer mehr, theils durch Besitzkauf, theils durch glückliche und vorsichtige Proceßführung, und es kam zuletzt einem kleinen Herzogthum gleich.

Vom Rákóczy'schen Freiheitskriege hatte sich Debreczin losgekauft um 25.000 Gulden in Gold und Silber, die es dem Fürsten bezahlte. Die nationalen Fürsten und ihre Heerführer waren stets durchdrungen von dem Bewußtsein, wie wichtig die Erhaltung Debreczins für die nationale Kultur sei, daher schützten sie die Stadt vor jedem blutigen Streiche, führten ihr junges Volk nicht fort in den Krieg und warnten sie sogar bei Zeiten, wenn ein feindliches Heer im Anzuge war, damit die Einwohner sich noch flüchten konnten. Und wenn dies geschah, dann blieb in ihren Häusern auch nicht eine Seele zurück, der Feind fand eine todte Stadt auf seinem Wege liegen.

Nach dem Szathmárer Friedensschlusse, dessen Präliminarien in Debreczin, und zwar in Georg Komáromys Hause auf der Czegléder-Straße, in dem noch jetzt so genannten Komáromyschen Hause festgestellt wurden, hört die Specialgeschichte Debreczins auf. Als

königliche Stadt, als Sitz der Wissenschaften füllt es nun, in die Gesamtgeschichte der Nation eingefügt, seinen Beruf aus: es zählt, lehrt, kämpft und arbeitet.

1849 wird es Sitz der ungarischen Regierung, in seinem Collegium finden die Sitzungen des Abgeordnetenhauses statt, in seiner Hauptkirche wird am 14. April die Unabhängigkeitserklärung verkündigt. Am 2. August findet hier zwischen dem Honvédheere Nagy Sándors und der zehnmal überlegenen russischen Armee eine blutige Schlacht statt mit schweren Verlusten für die Freiheitskämpfer. Das Andenken dieser Schlacht wird



Hauptstraße in Debreczin.

durch einen steinernen Löwen im Denkmalgarten verewigt. Die Verheerungen der Russen haben Debreczin einen Schaden von einer Million Gulden zugefügt.

Auch das ist seither verwunden. Jetzt ist Debreczin eine Culturstadt, vom alten Debreczin ist nur noch übrig, was des Bestandes werth war.

Heute besteht das Verbot nicht mehr, daß kein Anderer als ein Calvinist sich in der Stadt niederlassen darf, aber der alte Glaubenseifer ist dennoch geblieben. Auch jenes merkwürdige Vorrecht besteht nicht mehr, daß ein Höriger, der zu den Thoren Debreczins eingeht, ein freier Mann wird, aber trotzdem zieht die Stadt von nah und fern alles Volk an sich, das durch Verstand und Arbeit gedeihen möchte. Heute hat Debreczin keine Freiheit von Mauth, Steuer und Dreißigst mehr, aber trotzdem behaupten Gewerbe und

Handel die erste Rangklasse in der Stadt. Heute hat es keine togatragenden Studenten und keine Professoren in Schnallenschuhen mehr, aber darum haben doch auch seine jetzigen Professoren ihre Ausbildung zumeist auf deutschen und englischen Universitäten erhalten und Dank dieser Verbindung mit dem ausländischen Protestantismus ist es auch heutiges-tags die feste Burg der vaterländischen Wissenschaft, — das calvinistische Rom.

Damit wäre denn die Geschichte Debreczins kurz skizzirt. Betrachten wir nun die Stadt selbst und vor Allem ihre Umgebung, mit der hochberühmten Hortobágyer Puszta beginnend. Diese ganze 52.000 Foch große Fläche bildet eine einzige Hutweide, die nur zu einem ganz geringen Theile vom Pfluge gerügt worden. Noch im XVI. Jahrhundert umfaßte sie die Gemarkungen und Weiden von blühenden Dörfern, wie Zám, Dhat, Mátá. Im Frühjahr hat sie viel Wasser, im Sommer wenig; wo sie nicht „schwappt“, ist sie dürr; das Ganze ist von der Soda beherrscht und die Vegetation der fruchtbaren Soda üppig, die der „blinden“ Soda kümmerlich.

In den alten Beschreibungen ist die Rede von Röhrichtern und Seen, den Brutstätten von Sumpfgethier, besonders Reiher. Bei großen Theißüberschwemmungen schiffte man auf Rähnen über die Puszta und auf dem Hortobágy-Flusse besaß die Stadt eine Mühle mit zwei Rädern. Alles hat die Theißregulirung beseitigt, jetzt ist fast Alles Weide, mit Ausnahme des Pusztencommissärs, der Feldrichter und der Thierärzte nur von Hirtenvolf bewohnt, welches den Reichthum der Stadt und ihrer Bevölkerung, den vierfüßigen Schatz hütet. Nahe an 50.000 Stück Vieh weiden auf Hortobágy, darunter in 15 „Gulyás“ (Kinderherden) 15.000 Stück Hornvieh und in 9 Gestüten etwa 4000 Pferde. Dieses Heerlager von Thieren wird von 260 Hirten bewacht.

Diese Hirten sind ein höchst lebenskräftiger Stamm, der sein Leben vom Frühjahr bis zum Winter auf der Puszta, den Winter hindurch meist auf den Tanyás der Landwirths verbringt. Von Bequemlichkeit, Verzärtelung haben sie keinen Begriff. Sie sind abgehärtet gegen alle Unbilden der Witterung, Winter und Sommer tummeln sie sich unter freiem Himmel. Sie leben gut aber mäßig und trinken selten Wein, der Branntwein hat ihr Blut noch nicht vergiftet, keinerlei Seuche erbt sich in ihren Adern fort. Niemals haben sie sich mit fremdem Element vermischt; noch heute darf man sie als Muster hinstellen: so hat der Magyare vor tausend Jahren in seiner Urheimat ausgesehen. Den Pfarrer, die Kirche sehen sie das ganze Jahr nicht und wissen dennoch, was Ehre und Anstand heißt; getreu hüten sie ihrem Herrn das Vieh und lieben die Thiere, mit denen sie gemeinsam aufgewachsen sind, sie kennen die Abstammung jedes einzelnen. Solange sie Knechte sind, gehorchen sie; haben sie lesen und schreiben gelernt und sind zu Meisterknechten herangealtert, so behandeln sie ihre Knechte mit billigem Sinn. Viel Wissen ist bei ihnen nicht zu finden, obgleich sie als Knaben sich redlich durch die städtische Schule gesehen

haben; das hindert sie aber nicht, sich ihre Arbeit auf Tage und Stunden trefflich einzutheilen. Und gerne lesen sie ein gutes Buch; sie kennen die volksthümlichen Dichter, haben sogar selbst eine poetische Ader und machen Volkslieder, Text und Melodie in einem Athemzug, Alles über das Hirtenleben. Sie kennen den Gang der Witterung und brauchen nicht erst im Kalender nachzuschlagen. Die Landkarte der Hortobágyer Puszta wissen sie auswendig, in finsterner Nacht würde Einer da nicht irgehen und Jeder weiß, wie weit die Grenze reicht, bis wohin sein Vieh weiden darf, obgleich nirgends ein Grenzstein zu sehen ist. Sie haben einen raschen Verstand, ein gutes Herz; ohne Lohn helfen sie,



Bürger von Debreczin.

wo Noth an Mann ist, und begegnen dem Fremden mit Freundlichkeit. Der Richter hat unter ihnen nichts zu thun, nicht einmal ein Gendarm gibt auf sie Acht.

Aber selbst zwischen diesen Hirten gibt es keine Gleichheit, auch sie haben ihre Rangclassen. Zu oberst steht der „Gulyás“ (Kinderhirt), dann kommt der „Csikós“ (Kopfhirt). Gulyás und Csikós befreunden sich noch mit einander, mit den anderen zwei Ständen aber gibt es schon keine rechte Gevatterschaft, und auch unter diesen steht noch der „Kondás“ (Schweinehirt) im Range voran, bezeichnend für das auf seine Schweinezucht so stolze Debreczin, und ganz zuletzt erst kommt der „Tuhász“ (Schafhirt).

Alljährlich einmal, zum großen Jahrmart, versammeln sich alle vier Classen in der Trinkstube der Hortobágyer Csárda. Diese große Csárda am Ufer des Hortobágy-Flusses

ist ein tüchtiger Steinbau, mit bequemen, gut ausgestatteten Gastzimmern. Ihr Wirth zeigt schon Herrenart, denn er ist zugleich Pächter, führt guten Wein und gute Küche; meist ist er Magyare und der Gast hat ihm die Hand zu drücken.

Neben der Csárda steht die große steinerne Brücke, ein monumentaler Bau mit neun Bogen, die auf Pfeilern stehen. Es heißt, der Kalk sei bei ihrem Bau mit Milch gelöscht worden und daher sei sie so dauerhaft ausgefallen.

Auf der Puszta diesseits des Hortobágy-Flusses wird der große Viehmarkt abgehalten, zu dessen interessanten Episoden es gehört, wie der Csikós das wilde Roß, das sich der Käufer ausgesucht, herausfängt, indem er ihm die Wurfleine um den Hals wirft.

Die Hütte des Hirten hat Wände von „Schwalbenbau“ und ein Rohrdach mit weit vorspringendem Rande; unter diesem ist ein Legebrett angebracht, wo das Brot für die ganze Woche aufbewahrt wird, und in einer ansehnlichen hölzernen Tonne das Essen, das dem Csikós und dem Gulhás sein in der Stadt wohnendes Weib jeden Sonntag herausbringt. Es sind lauter Speisen in saurerer Brühe: „Weißes mit Essig“, „Schnittersuppe“, „gefülltes Kraut“, „Gespicktes“, „saure Bohnen“. Dies ist das Menu der Puszten. Aber der Csikós und Gulhás verstehen sich selber aufs Kochen. Neben der Wohnhütte sieht man überall die Kochhütte. Diese ist ein runder, hüttenförmiger, oben offener Rohrpfersch, dessen Boden mit Backsteinen ausgelegt ist; in der Mitte steht der Herd und neben ihm der drehbare Kesselhaken („Dienstholz“, Kochholz), an dessen Ende der Kessel gehängt und über das Feuer gerückt wird. Als Feuerungstoff dient der in Haufen zusammengetragene „verwaiste Dünger“. Diesen auf den Feldern, wo er verstreut liegt, zu sammeln, ist das Amt des „Schubkärners“. Dies ist der Titel des zwölfjährigen Hirtenknaben, der, nachdem er in der Stadt die Schule besucht und lesen, schreiben und rechnen gelernt hat, nun herauskommt, um ohne Lohn zu dienen, bis er zum Knecht heranwächst. Ihm liegt es auch ob, in der Kochhütte das Essen zu kochen und es dann im Kessel den Knechten zuzutragen. Hat sich der Eine sattgeessen, so trägt der Junge den Kessel weiter. Zuletzt bleibt immer noch genug darin für den Schubkärner.

Außer der Wohn- und Kochhütte enthält die Gruppe noch den „Windfang“, aus drei Flügeln bestehend; beim Schafhirten ist er aus Rohr geflochten, beim Roßhirten aus starken Planken gefügt. Da suchen die Thiere Zuflucht, wenn der Wettersturm über die Puszta fegt; trifft er die Roßherde im Freien, so verschlägt er sie manchmal bis zur Theiß hin. Schließlich gehört zu dem Bilde noch die große „Herdentränke“; das Becken derselben, mehrere Klafter breit und lang, ist mit Eichenbohlen gefüttert und aus diesem schöpfen die „Bojtáren“ (Knechte) jeden Mittag und Abend das Wasser für so viele tausend Stück Vieh mit zwei oder drei Eimern, die an langen Brunnenschwengeln hängen, in einen Trog von ungeheurer Länge.

Die Schäferhütte sieht wieder anders aus. Ihr Inneres ist Wohnstube und Küche zugleich; ein Bett mit Kissen, eine Truhe mit Tulpen bemalt, stehen darin, Beutel mit Schafkäse hängen am Balken. Das Weib des Schafhirten wohnt mit auf der Puszta und kleine Kinder spielen um die Hütte her. Manche Hütte ist wie eine Insel mit Wasser umgeben und ein Brücklein führt in den Hof hinüber.

Ein interessanter Anblick ist die „Délibáb“ (Luftspiegelung) der Hortobágyer Puszta, die dort an jedem heiteren Sommertag ihr feenhaftes Gaukelspiel treibt. Der Horizont gleicht einem Meere, dessen Wellen sich rasch dahinschlängeln und aus dessen Schooß dunkelgrüne Wälder und Inseln auftauchen. Der Thurm einer fernen Kirche erscheint



Bürger von Debreczin.

verdoppelt. Zuweilen hebt die Délibáb die Bilder von Dörfern, die unterhalb des Horizontes liegen und nicht einmal durch das Fernrohr wahrzunehmen sind, hoch in die Luft, so daß die Hortobágyer Puszta mit Städten vollgebaut erscheint. Dann wieder sieht man zwei Rossherden über einander weiden. Wenn dieses Blendwerk eines Meeres das Land nach und nach verschlingt, scheint da und dort eine Gruppe von Thieren am Rande des Horizontes zu stehen und erscheint durch optische Täuschung so groß, als stünden lauter Mammuths beisammen. Aber der herrlichste Anblick auf der Puszta ist der Sonnenaufgang im Sommer. Wer ihn genießen will, muß gar früh, schon vor drei Uhr, noch unter dem Sternenhimmel beim ersten Frühroth hinausgehen auf die Puszta Zám.

Hier dehnt sich vor uns die echte Puszta aus. So weit das Auge in die unabsehbare Ferne blickt, sieht es keinen Hügel, keinen Baum, keine Hütte, keinen Rohrkegel, nicht einmal einen Ziehbrunnen, die ihm als Richtpunkt dienen könnten. Nah und ferne kein

lebendes Thier, kein fliegender Vogel, kein laufender Hase, kein Storch, der einem Frosch aufpaßt, kein Adler, der auf Beute lauert. Nichts als der gestirnte Himmel und das flache grüne Grasfeld. Aber eine Stimme verkündet dennoch das Leben. Das ist der Sang der Lerchen in hoher Luft, der vom Morgengrauen an über die ganze Puszta hinflingt.

Es dauert eine volle Stunde, bis wir in raschem Galopp diese Puszta durchschneiden, wo kein Pfad und keine Radspur die Richtung weist, bis endlich vor uns am Gesichtskreise die vier Hügel von Zám auftauchen und zwischen ihnen die Ziehbrunnen mit drei Schwengeln, förmlich wie ein Golgatha anzuschauen. In jener Stelle stand einst wirklich die volkreiche Ortschaft Zám, von der jetzt nur noch die Delibáb träumt; ihr Standort ist durch die steinernen Grundmauern der zerstörten Kirche bezeichnet und durch jene Hügel, welche die Gebeine von begrabenen Tausenden decken.

Auf dieser Puszta haust die „große Rinderherde“ der Stadt. Fünfzehnhundert Kühe mit ihren diesjährigen Kälbern und zahlreichen Stieren. Die Thiere befinden sich im Sommer auf der Weide, im Winter auf den Tanyas oder den Waldweiden. Die Kühe werden nicht gemolken, sie dienen nur der Zucht. Verkauft wird von der Herde nur triebweise und oft genug kommt es vor, daß der hinwegbeförderte Trieb von seinem neuen Aufenthaltsort auf die Puszta Zám zurücktrabt, wobei er sogar die Theiß durchschwimmt. Die ganze „Gulha“ (Herde) schläft in eine ungeheure Masse zusammengeballt, bis die Sonne aufgeht, und gibt keinen Laut von sich, mögen auch die großen Hirtenhunde den Wagen der fremden Ankömmlinge noch so heftig anbellern.

Die wunderbaren Variationen des auf der Puszta beobachteten Sonnenaufganges finden ihre Erklärung in denselben Ursachen, welche die Erscheinungen der Delibáb hervorrufen. Sie sind Wirkungen der Strahlenbrechung in den unteren Luftschichten, welche durch die Ausstrahlung des bei Tage durchwärmten sodahaltigen Bodens verdünnt werden. Im ersten Augenblick drängt sich ein wunderbar mächtiger Feuerhügel über den dunklen Sehkreis empor, um sich im nächsten Augenblick spitz aufzugipfeln wie eine Pyramide. Dann verzerrt sich das Sonnenbild zu einem Fünfeck; einen Moment später liegt es wie ein Ei auf der Seite; noch eine Secunde und es schnürt sich unten zusammen, so daß es in Pilzform dasteht; hierauf gleicht es unten einer spizen Citrone und zu allerlezt verengt es sich ganz oben halsförmig wie eine römische Urne, — und während all dieser Verwandlungen hat es keinen Glanz, man kann ihnen mit freiem Auge folgen. Man könnte dieses Phänomen „die Fata Morgana der Morgenröthe“ nennen.

Wenn dann die echte Sonne ihre Strahlen um sich schießt, springt plötzlich das ganze Heer gehörnter Thiere auf und setzt sich, dem Leitthier folgend, in Bewegung nach dem grünen Gefilde, wobei es in einen Chorus von ununterbrochenem Gebrüll ausbricht, dessen Disharmonie die gewaltigste Symphonie bildet.

Chemals war diese Puszta eine bevölkerte Gegend, der Sitz einer Abtei, desgleichen Dhat und Papegháza, deren Namen jetzt von Puszten geführt werden und deren Denkmal aus einem vereinzelt Hülgel von Backsteinrümern besteht; auch die einzelnen Weideparcellen haben alle ihre eigenen Namen wie die Comitate, die ein Land bilden.



Bürger in bunter Szür.

Die Tracht der Hirten ist heute noch dieselbe wie vor Alters: ein rundes Hütchen; weitflatternde Hemdärmel an einer Hemdbrust, die so kurz ist, daß der bloße Leib darunter bei der Arbeit im Sommer und Winter sichtbar wird; darüber ein „Brüßlik“ (ärmellose Jacke) mit flachen Knöpfen; auf eine Schulter geworfen, an schnallengeschmücktem Riemen der tulpenbestickte „Szür“ (Lodenmantel) mit vorne zugebundenen Ärmeln; in den Leibriemen gesteckt der Tabaksbeutel nebst Stahl und das bunte Schnupftuch; eine weite „Gatya“ (Leinenhose), darunter Stiefel, am Knöchel fein gefältelt und nur mit einem Sporn beschlagen, nur an einem Fuße oder mit zweien, die aber dann „klingend“ sind.

Als Ergänzung der Tracht dient die über die Schulter geworfene Peitsche mit kurzem Stiel und langer Schnur („karikás“ = Ringelpeitsche); die Hirten selbst flechten sie mit großer Kunst und schlagen den Stiel mit Messing- und Silberdraht aus oder schmücken ihn mit eingegossenen Zinnverzierungen.

Das Pferdegeschirr des Csikós unterscheidet sich von dem des Gulyás. Beide haben husarenmäßige Sättel, aber der des Csikós hat keinen Sattelturt, er ist nur so lose auf den Rücken des Pferdes hingeworfen. Erstaunlich ist die Geschicklichkeit, mit der der Csikós in diesen nicht festgemachten Sattel springt, indem er ihn mit der rechten Hand an den Rücken des Pferdes preßt. Ein Gentleman Rider und selbst ein Soldat würde beim ersten Galopp sammt dem Sattel herunterpurzeln. Außer dem Sattelzeug trägt der Hengst noch, lose um seinen Hals geworfen, die aufgerollte Wurfleine (Lasso), 24 Meter lang. Legt sich der Csikós schlafen, so bindet er sich das Ende dieser Leine ans Handgelenk und läßt so sein Kößlein grasen. Das kluge Thier aber gibt wohl Acht, seinen schlafenden Herrn nicht durch einen Ruck zu stören; sieht es jedoch ein verdächtiges Thier herankommen, so weckt es den Schlafenden durch lautes Gewieher.

Das Pferd des Gulyás dagegen trägt ein schmuckes, mit Riemenfransen behängtes Geschirr; der hohe Tatarensattel ist durch einen breiten Gurt um den Leib des Thieres geschlossen, die kostspieligen Messingschnallen desselben sind meisterlich gearbeitet. Ehedem wurden diese Schnallen sogar aus Silber gemacht. Am Halsster befindet sich ein Messingring für den Messing-Jokos (Weilstock mit langem Stiel). Dies ist die einzige Waffe des Csikós wie des Gulyás. Eine Schußwaffe führt er nicht.

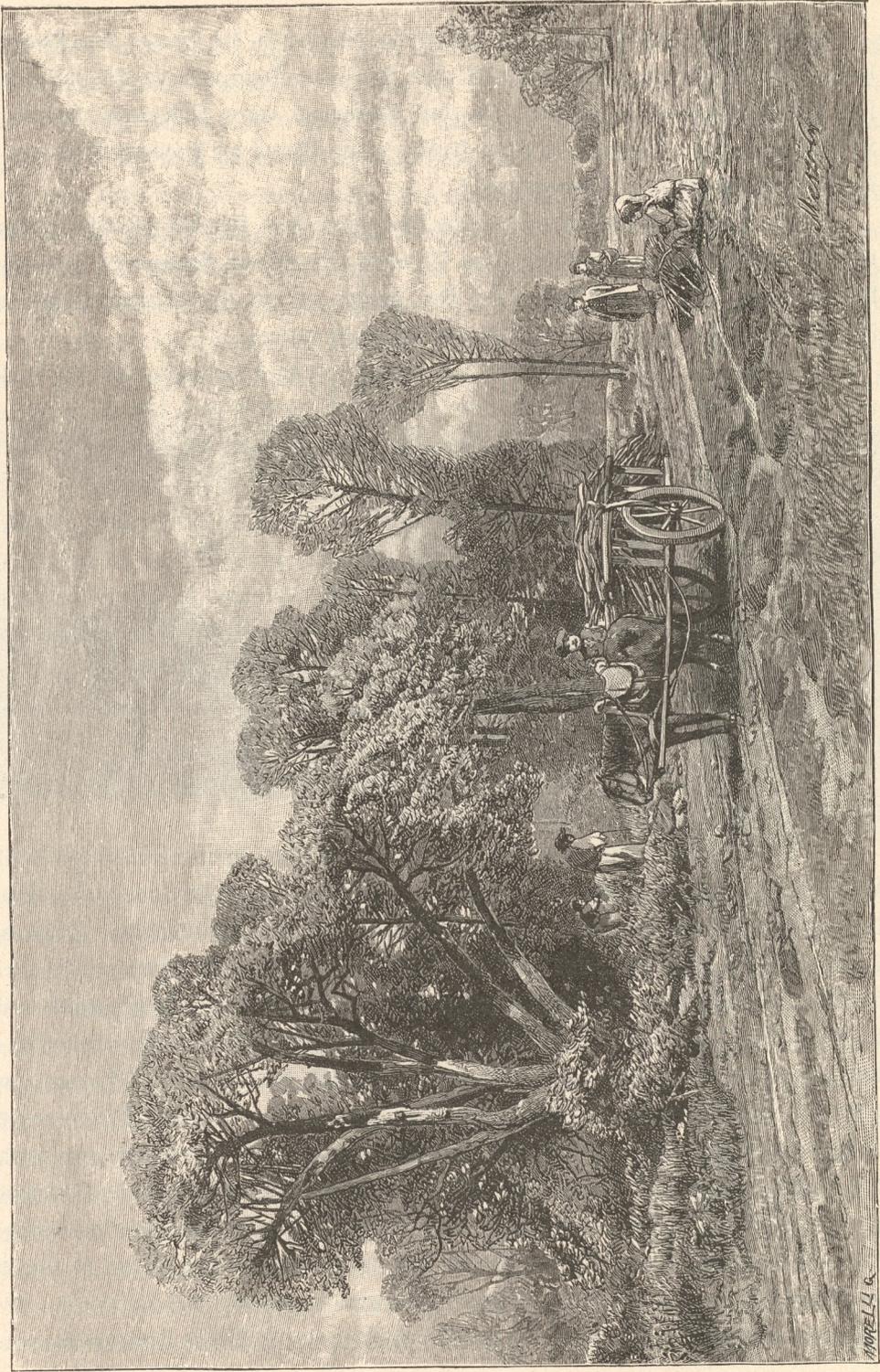
Der Juhász (Schafhirt) trägt eine Bunda (Schafpelz), im Sommer mit dem Rauchen nach auswärts. Der Kondás (Schweinehirt) trägt Szür oder Bunda, und bei großer Hitze tragen sie alle den „Bocskor“ (Bundschuh).

Uner schöpflisch ist die Poesie der Hortobágyer Puszta, aber auch ihre Prosa ist interessant.

Das bewegliche Eigenthum, das sich auf dieser Puszta mehrt, repräsentirt nahe an fünf Millionen Gulden und übertrifft den Werth des Bodens, auf dem es weidet.

Und dieser eigenthümliche, an locale Verhältnisse geknüpfte Wirthschaftsbetrieb hat seinen eigenen intellectuellen Apparat, der sich aus den mehrhundertjährigen Überlieferungen der Erfahrung entwickelt und mit den rationellen Verbesserungen der Neuzeit gepaart hat.

Eine Viertelstunde weit von der großen Csárda, jenseits der Brücke, dem Flußlauf nahe, sieht man den Hügel der Puszta Mátá aufragen. Es ist dies eine fruchtbare Bodenerhebung, auf deren Humusboden man sogar schon geackerte Tafeln findet und eine reiche Wiege, welche Futter für die edlen Racepferde und Rinderherden liefert.



Ein Theil des „großen Waldes“.

MORELLI & C.

Auf dieser regelrecht cultivirten Erhebung findet man die Gruppe der Beamtenhäuser. Die Wohnung des Commissärs, das Haus der Ärzte und die Thierheilanstalt sind feste Backsteinbauten, umgeben von einer Parkanlage, einem Obstgarten, Rosenhain, Küchengarten, einer Eisgrube für jedes Haus, — also überall die Bequemlichkeit, wie sie den Ansprüchen des Gebildeten entspricht.

Dem Obercommissär mit seinen sechs Überreitern liegt die administrative Aufgabe ob, sie sind die Organe der öffentlichen Ordnung. Bewaffnete Gendarmen haben hier keine Kaserne. Und dennoch hat es seit fünf Jahren auf der Hortobágyer Puszta, wo 50.000 Stück Vieh weiden, keinen Fall von Diebstahl gegeben.

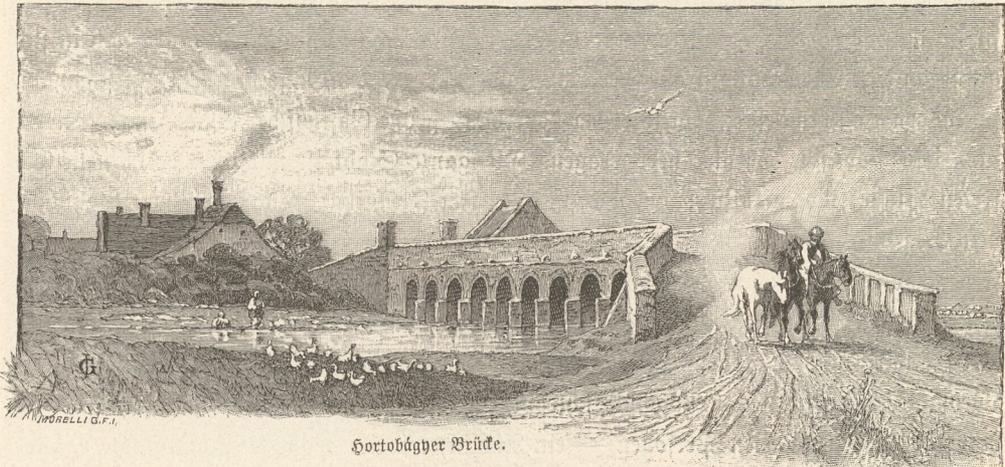
Zahllos sind dagegen die Fälle, daß verlaufenes Vieh von anderswo sich hierher verschlägt. Es wird aber sofort angehalten und darf sich gar nicht unter das übrige mischen, sondern wird auf eine umzäunte Weide getrieben, wo es abwartet, bis der Besitzer es holt. Blutvergießen, Mord ist hier außerordentlich selten.

Das Veterinärwesen wird durch drei Thierärzte besorgt. Zwei derselben inspiciren die Puszta fortwährend, einer leitet das Thierspital. Ihm untersteht auch die vollkommen eingerichtete Veterinär-Apothek und er hat für die prophylaktischen Maßregeln zu sorgen. Jene ungeheure Anzahl von Vieh, welche im Frühjahr auf den Hortobágy hinauskommt, wird Stück für Stück von ihm untersucht und nur auf Grund des durch ihn ausgestellten Scheines auf die Weide gelassen. Ein krankes Thier muß sofort ins Thierspital hinaufgetrieben werden.

Auf der Puszta Mátá hegt schließlich die Stadt Debreczin ihre zwei größten Schätze: ihre Stamm-Rinderherde und ihr Stamm-Gestüt.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Gegend von Debreczin in ihrem nordöstlichen Theile. Von Großwardein her führt eine prachtvoll gebaute Landstraße nach der großen Stadt der weithin sichtbaren Doppelthürme und hochauf dampfenden Fabrikschlote. Längs der Straße wechseln reiche Äcker und die Producte der neueren landwirthschaftlichen Industrie, Tabak- und Rapsfelder ab. In Gärten und Baumgruppen stehen dicht beisammen weiß blinkende Gehöfte, stellenweise aber begleitet den Weg dichter Wald, dessen Ende sich in den Horizont verliert. Auf den Lichtungen drängen sich niedergemähte Schwaden, aufgethürmte Heuschober, dann Obstgärten, Weingärten, Tafeln mit Gemüse, Melonensfelder, an deren Stelle schließlich großstädtische Villenreihen mit Hausgärten treten. Hier weidet das Vieh nicht mehr frei, sondern zieht Pflug und Wagen und man sieht fünf bis sieben starke Rosse von spanischem Schlage vor den schwer mit Eisen beschlagenen Bauernwagen gespannt mit zehn oder zwölf Tagelöhnern, die auf der Wagenleiter sitzend im Galopp durch den hindernden Sand jagen, dessen Staubwirbel hinterdrein hoch auffliegen. Vom schwarzen weizenträchtigen Sande bis zum Flugsand kommt da Boden jeder Art vor, aber

alles schon für die Cultur gewonnen. Der lose Sand wird gebunden durch die 45.000 Joch betragenden Wälder Esere, Gut und den bei der Stadt gelegenen „großen Wald“, in deren Bereiche sich an 17.000 Joch Wiesen und Acker von Privateigenthümern zerstreut finden. Hier sieht man die Landwirthschaft Debreczins, deren System man nicht versteht, wenn man nicht erst jene eigenthümliche Gütergemeinschaft kennen gelernt hat, die sich sonst nirgends im ganzen Lande findet. Die Stadt Debreczin selbst ist nämlich Großgrundbesitzerin; die Oberfläche ihres inneren und äußeren Besitzes beträgt 170.000 Joch, zusammen aber mit ihrem auf den Gebieten von Nachbargemeinden befindlichen Grundbesitz volle 20 Quadratmeilen. Aus dem Ertrag dieses ungeheuren Besitzes und der städtischen Beneficien subventionirt die Stadt alle Kirchen, Schulen, wohlthätigen und



Hortobágher Brücke.

Bildungsanstalten, Theater, Spitäler und bestreitet überdies die gesammten Verwaltungskosten. Für alles das zahlt der Einwohner von Debreczin keinerlei Gemeindesteuer.

Und überdies ist ein Theil des städtischen Grundbesitzes, der „Öndöd“, der aus dem besten Culturboden besteht, unter die Bürgerschaft vertheilt, und zwar nach dem Verhältniß, daß auf je 8 Klafter im Innenbezirk gelegener Hausstelle 300 Klafter „zum Hause gehörigen Feldes“ entfallen. Dies ist das immerwährende Eigenthum jedes „Hauses“. Der Acker ging mit dem Hause. Bis in die letzten Jahre durften weder Haus, noch Feld abge sondert verkauft werden. In derselben Weise dient auch das Holz der großen Waldungen unentgeltlich dem allgemeinen Nutzen; jeder Hausbesitzer nimmt an demselben je nach der Größe seiner Hausstelle theil und hat ebenso seine Weideberechtigung auf dem Hortobágh im Verhältniß zu seinem Besitzthum.

Im Großen und Ganzen ist Debreczin noch heute das, was es einst gewesen, in seinen Einzelheiten freilich ist es ganz neu geschaffen. Die Zaunwälle und ihre aus Lehm

gestampften Wachtthürme der früheren Jahrhunderte sind spurlos verschwunden und selbst von der großen hölzernen Brücke, welche noch zu Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts so berühmt war, ist nur noch die Überlieferung vorhanden. So auch davon, daß dort längs der Hauptstraße bis zur Hauptkirche (nicht der Quere, sondern der Länge nach) eine ungeheure bretterne Überbrückung auf Holzpfosten bestand, welche den Abflußkanal der Hauptstraße überdeckte. Die Wagen fuhren auf dieser vierthalb Klafter breiten Brücke ab und zu, im Sommer aber, wenn jede Pflanze ausgetrocknet war, sperrte man die Brücke durch zwei Thore ab. Später kam an ihre Stelle ein Ziegelpflaster, noch später, in den Fünfziger-Jahren, eines von Holzstöcken. Jetzt ist diese schöne schnurgerade Hauptstraße breit mit Trachyt gepflastert, ihre Bürgersteige sind asphaltirt und mit zwei prächtigen Alleen eingefast. Je weiter die Straße in die Stadt eindringt, desto breiter wird sie, so daß sie vor der Domkirche und dem Stadthause schon den ganzen Marktplatz in sich aufnimmt. Und die Hauptstraße, der Hauptplatz, die Czegléd-Gasse sind jetzt mit schmucken stockhohen Häusern besetzt, worunter der neuerbaute große Gasthof der Stadt, „zum Stier“, und das städtische Theater hervorragen. Die ganze Stadt ist mit Gas beleuchtet. Die freien Plätze sind mit Zierbäumen bepflanzt. Im Frühling, wenn man vom Bahnhofe den Weg durch die Hauptstraße bis zum großen Gasthof zurücklegt, glaubt man in einen Feengarten gerathen zu sein. Die ganze Stadt schwimmt im Dufte von verschiedenen Akazienarten, die zu Tausenden längs der Gassen gepflanzt sind. Und die breite gepflasterte Straße wird unter häufigem Geläute von der Dampf-Tramway befahren, deren rauchlose Locomotive fünf bis sechs Waggons schleppt, alle dicht besetzt mit stattlichen, modisch oder volksthümlich gekleideten Personen — ein Anblick, wie ihn selbst die Hauptstädte unserer Monarchie nicht bieten. Auch aus der Ferne gesehen gibt Debreczin ein großstädtisches Bild mit seinen beiden zweithürmigen Hauptkirchen, drei einthürmigen Kirchen, den rauchspeienden Fabrikschlotten und der István-Dampfmühle, einer der größten des Landes. Und was das Äußere der Stadt verspricht, sieht man im Inneren vom ersten Schritt an erfüllt, denn sechs breite Straßen gliedern die Masse von viertausend hübschen steinernen Häusern. Diese sind von etwa 50.000 Seelen bewohnt, einem arbeitsamen, geschäftigen Volke, das kein Proletariat kennt; für die Stadtp Armen sorgt die Gemeinde selbst. Die öffentlichen Gebäude sind sämmtlich auf Kosten der Stadt erbaut. Die Firmatafeln zeigen zumeist magyarische Namen. Die patrizischen Familien, die Honoratioren der Stadt glänzen nicht mit Wappenschilden, sondern mit Ladenschildern. In dieser Welt des Handels und Gewerbes gehört die leitende Rolle den alten magyarischen Familien, und trifft man unter ihnen hier und da einen fremden Namen, so ist er gewiß wegen bedeutender Verdienste aufgenommen worden und sein heutiger Träger ist ein noch eifrigerer Magyare als selbst die Antochthonen.

Debreczin ist nicht nur eine reiche Stadt, sondern auch eine Stadt reicher Bürger, wo selbst das niedere Volk behaglich lebt. Man merkt es schon am Wuchse und der Physiognomie der Leute.

Wir haben gelegentlich erwähnt, daß Debreczin eine Citadelle hatte, nämlich sein Collegium. (Noch jetzt nennt es Niemand anders.) Kirche und Schule sind bei den Protestanten identische Begriffe; in der Kirche wird das Volk unterwiesen und aus dem eingekleideten Studenten entwickelt sich der „legatus“, der in entlegeneren Gemeinden an den großen Festtagen Gottes Wort verkündet. — Zu der zweithürmigen Hauptkirche,



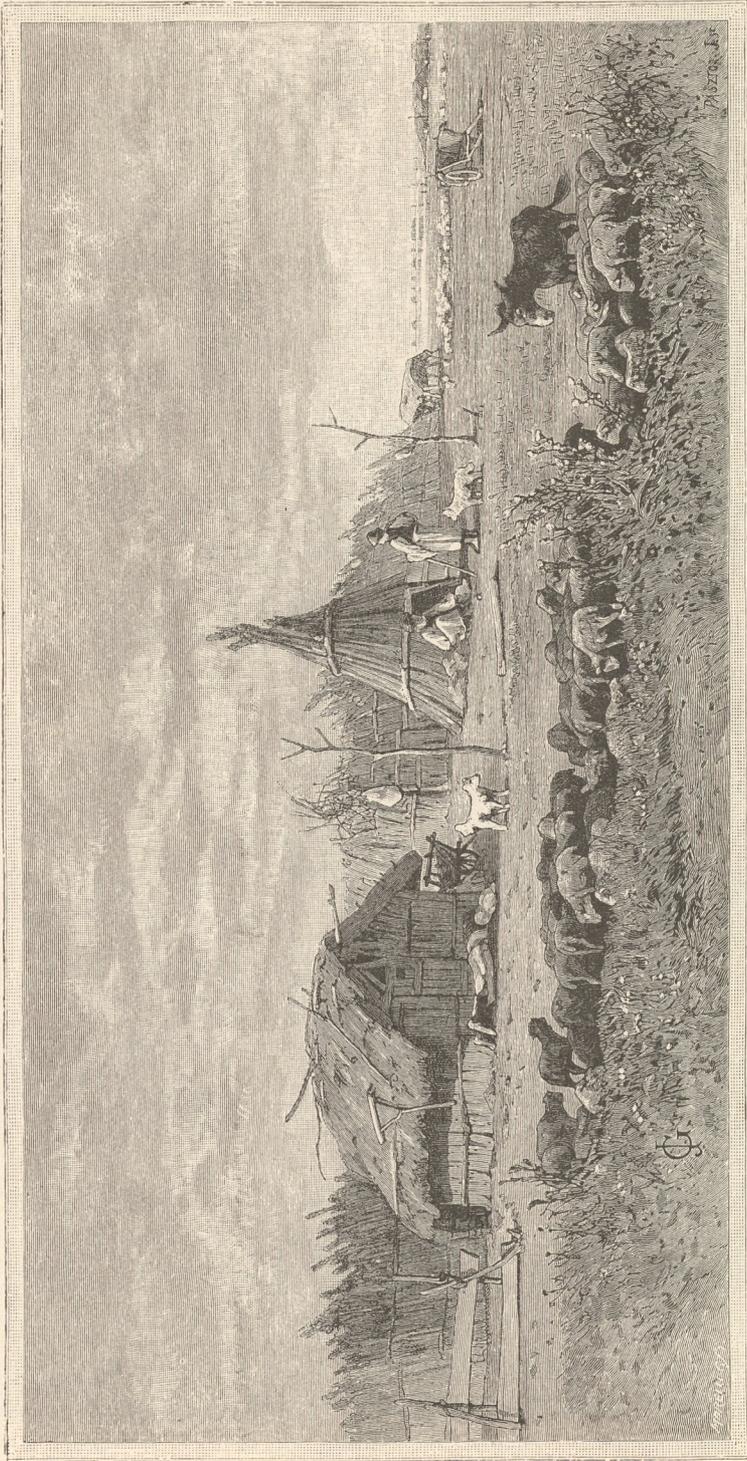
Hortobágher Csárda.

welche den ganzen Hintergrund des Marktes ausfüllt, ist der Grund schon in entfernten Jahrhunderten gelegt worden und sie ist auf der Stätte der ehemaligen Sanct Andreas-Kirche erbaut. Sechstausend Menschen haben in ihr Platz. Ihr Inneres ist mit keiner Malerei geschmückt, so verlangt es der puritanische Geist der calvinistischen Lehre; ihr einziges Prachtstück ist die große Orgel. Auch diese wurde nicht ohne starke Opposition zugelassen. Nicht einmal eine Gruft ist vorhanden. Oftmals ist die Kirche durch Feuer zerstört worden, am gründlichsten 1802, als selbst ihre Glocken schmolzen, die einzige Rákóczy-Glocke ausgenommen, die aber auch zersprang und erst 1875 unter Beibehaltung ihrer früheren Inschrift umgegossen wurde. Seitdem hat man die Kirche neu aufgebaut. Sie ist ein einfaches, nur durch ihre großen Raumverhältnisse imponirendes Gebäude.

Auch das Collegium ist nicht mehr, was es einstens war. Die alten eigenthümlichen Einrichtungen sind dem Zeitgeiste zum Opfer gefallen. Der ehemalige „Senior“ im verschniirten Dolmány mit gepudertem Haar und dreieckigem Hut ist nur noch in der Bibliothek der Schule als Bild zu sehen. Dort stehen auch der berühmte „große Stock“ und der „kleine Stock“; es gibt noch jetzt Studenten, die das siebzehn Pfund schwere „Gerundium“ (wie man den ersteren nannte) mit einer Hand zu heben versuchen, aber der Ruf „ad arma!“ erschallt nicht mehr, der die „Machinisten“ zum Löschen der Feuerbrunst weckte, einer Arbeit, welche jetzt durch das ständige Löschorps besorgt wird. Auch die „Toga“ wird nicht mehr getragen und ebensowenig die Marderpelzmütze und der dreieckige „Schabbesdeckel“ (so hieß er officiell) und der spätere schiefgehaute „Figaro“, diese Uniform, welche die „Lateiner“ plagte; und mit dieser Tracht sind auch jene zahlreichen Anekdoten verschollen, welche über den stets wüthigen, stets verschmihten Internatsschüler, den wandernden „Legaten“ und „Mendicanten“ (legátus, mendikás) umfließen, und über jene Zeit, wo der Student in kein Theater und keine Tanzunterhaltung gehen und Nachts das Collegium nicht verlassen durfte, was er aber dennoch that, indem er einfach über die hohe Steinmauer sprang. Aus diesem Collegium ist im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Phalanx ungarischer Gelehrten hervorgegangen.

Im Jahre 1550 wurde die Schule in ein protestantisches Colleg umgewandelt. Acht Jahre später wurde Peter Melius von Wittenberg berufen, der es zur Blüte erhob. Der von Kaschau hierher geflüchtete Gallus Huszár brachte seine Druckerpresse mit und im Jahre 1563 errichtete auch die Stadt eine noch heute bestehende Druckerei; von da an wurde Debreczin, wie die Schrift sagt: „die erleuchtende Lampe Ungarns und Siebenbürgens“. Diese Buchdruckerei ist noch jetzt Eigenthum der Stadt. Noch größer wurde der Aufschwung, als um die Mitte des XVII. Jahrhunderts die Türken Großwardein besetzten; das dortige Collegium verödete und seine Lehrer und Schüler fanden in Debreczin ein neues Helicon. Dann verschmolz noch das im Kriege vernichtete Colleg von Pápa mit dem von Debreczin, während das von Sárospatak nach Siebenbürgen wanderte; so war eine zeitlang diese Hochschule die einzige reformirte in ganz Ungarn. Unter dem berühmten Arithmetiker Maróthy stieg auch ihr geistiges Niveau höher. Vom Beginn dieses Jahrhunderts an wurden schon sämmtliche Lehrgegenstände in magyarischer Sprache vorgetragen, mit Ausnahme der Jurisprudenz, welche lateinisch verblieb.

Unter den vielen hervorragenden Professoren war einer, dessen Namen sogar die Volksfage verewigt hat, nämlich Stefan Hatvani, der „ungarische Faust“. Da der Sagenkreis, in dessen Mittelpunkt er steht, unseres Wissens die einzige Teufelsfage von calvinistischem Ursprung enthält, wird es nicht überflüssig sein, sie hier einzuflechten. Die Volksfage macht Hatvani zum Zauberfürsten der Geister, der mittelst eines großen



Sardin

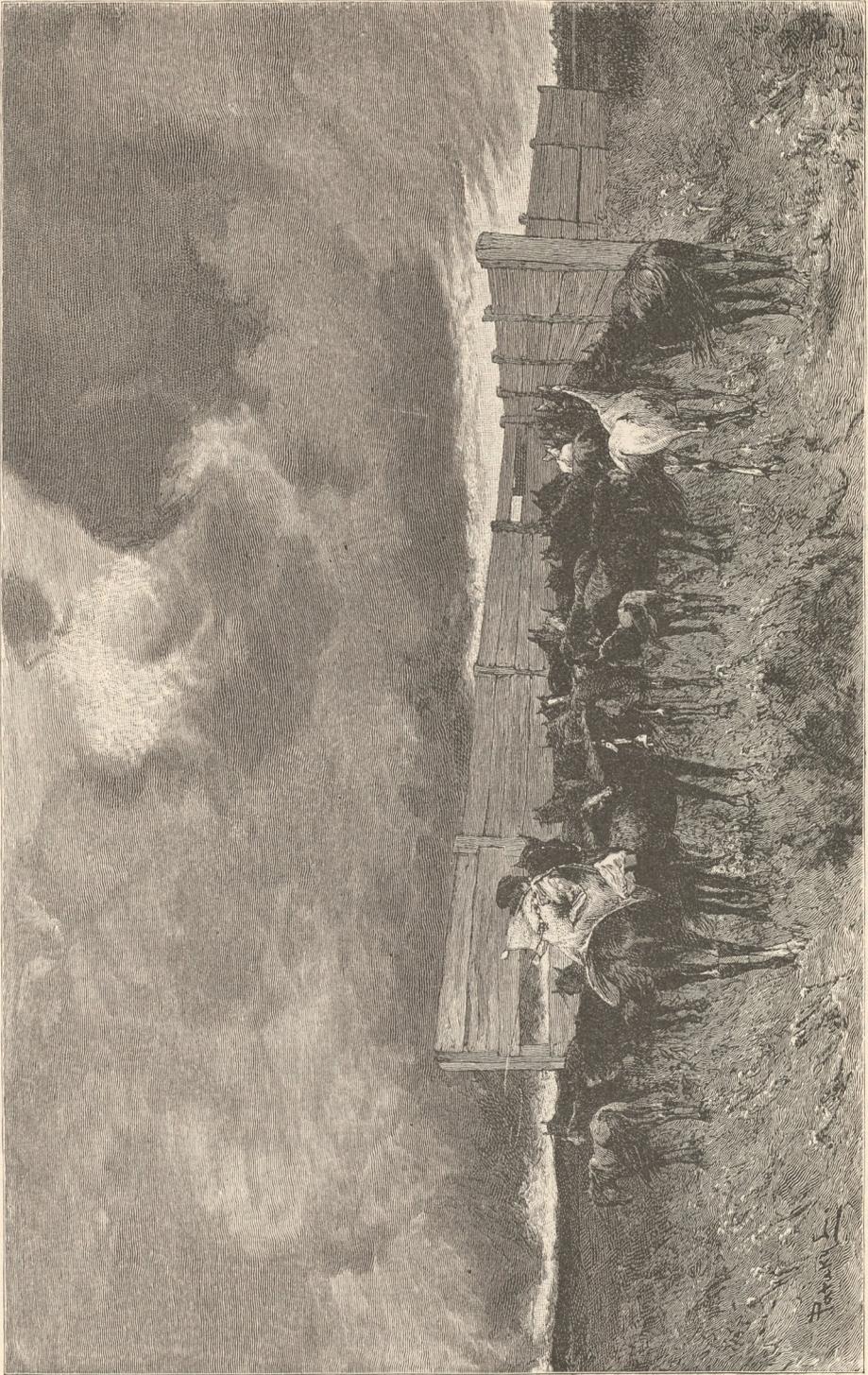
Beschwörungsbuches seine Macht über sie ausübt und übermenschliche Wunderthaten vollbringt. Für die Gäste, die er geladen, läßt er die ganze Mahlzeit vom Tische des Sultans herbeischaffen, und an diesem Tage muß der Großherr hungern. Von den dabei befindlichen Pomeranzenbäumen können jedoch die neugierigen Damen keine Früchte pflücken, denn kaum berühren sie dieselben, so jammern ihre betreffenden Gatten, man zerre sie an der Nase oder am Ohre. Durch eine umgeworfene Flasche läßt er im Saale eine förmliche Überschwemmung entstehen, so daß alle Damen auf den Bänken Zuflucht suchen müssen. Er geht spazieren und zeichnet mit der Spitze seines Stockes einen vier-spännigen Wagen in den Sand, dann besteigt er dieses Fuhrwerk und überholt auf demselben das vor ihm hinsprengende Gespann des Richters. Dem Kuttenbruder, der ihn schilt, läßt er so große Hörner wachsen, daß derselbe seinen Kopf nicht mehr durch das Fenster zurückziehen kann. Er beschwört auf dem Kirchhof Todte und ringt mit dem Teufel. Dieser findet ein besonderes Vergnügen daran, seine Studenten zu verführen, indem er Hatvanis Gestalt annimmt und ihnen um Mitternacht Vorlesungen hält. Die Studenten beklagen sich wegen der späten Schulstunde, und da räth ihnen Hatvani, den Saalboden mit Asche zu bestreuen; nun erkennen sie die Spur des Pferdefußes, der sich unter Satans Kutte birgt, und verscheuchen den Bösen durch Absingen des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Eine ganze Familie in Debreczin findet eines Tages ein unglückliches Ende: ein kleiner Knabe ersticht sein Brüderchen, einen Säugling, und kriecht dann aus Angst in den Ofen; die Mutter macht darin Feuer und erhehnt sich in Verzweiflung, als sie das Schreckliche gewahr wird; dem heimkehrenden Gatten, der seine Familie todt findet, bricht das Herz. Im Collegium wird nun ein Preis ausgeschrieben für den Studenten, der dieses Ereigniß durch das beste Epitaph verewigen würde. Den Preis gewinnt folgendes Distichon:

„Infans, ut vervex, puerulus, nupta, maritus  
Cultello, flamma, fune, dolore cadunt“

Zu deutsch:

„Gleich dem Lamme der Säugling, der Knabe, die Gattin, der Gatte  
Fallen durch Messer und Gluth, fallen durch Strick und durch Schmerz.“

Aber diese Verse hat dem Studenten der Teufel dictirt und nun fordert er als Lohn dessen Seele; Hatvani überlistet den Gottseibeius, indem er dem Studenten aufträgt, das Wort „cras“ (morgen) über seine Thüre zu schreiben für den Teufel, wenn dieser käme, ihn zu holen. Ein andermal wird einer seiner Lieblingschüler durch die Geister, die er mit Hilfe des aufgeschlagen gefundenen Zauberbuches citirt hatte, in Stücke zerrissen; Hatvani setzt die Stücke wieder zusammen und bannt einen Geist hinein, dann führt er den Schüler zum Examen; der Geist antwortet bewunderungswürdig, wie aber ein Mitschüler hinter seinem



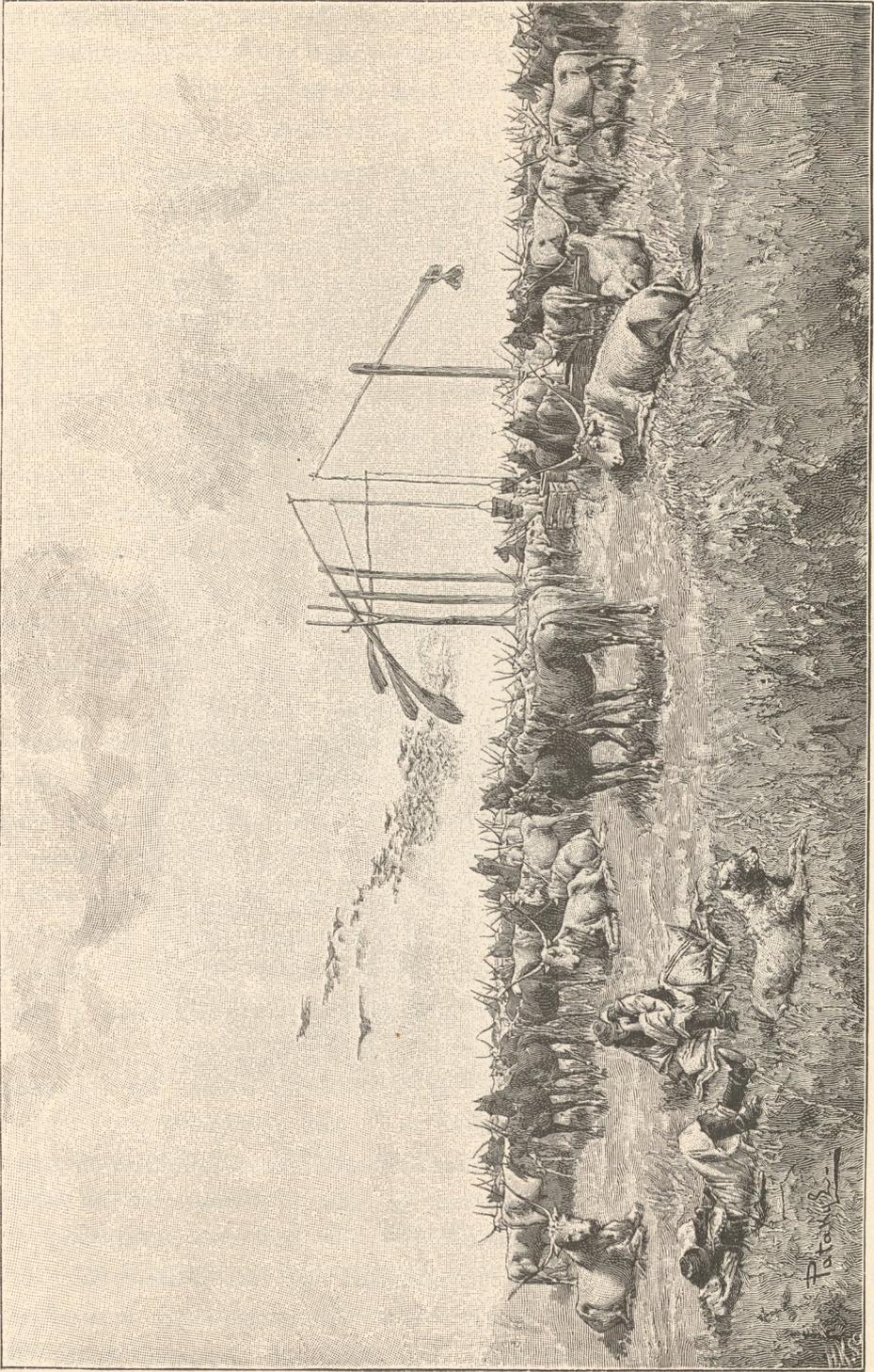
Stindfänge.

Rücken das Wort „Gott“ ausspricht, fällt die ganze Gestalt in Staub zusammen. Zuletzt fliegt Hatvani selbst auf räthselhafte Weise in die Wolken empor. In diesem Sagenkreise sind die Wunder der Wissenschaft mit der Zaubermacht der Magie bekleidet, das Ganze ist recht charakteristisch für seine Entstehungszeit, in der die Wunder der Chemie und Optik als Hexerei verrufen waren.

Jetzt enthält das Collegium abge sonderte theologische und Rechtsakademien, eine Lehrerbildungsanstalt und ein Gymnasium, alle nach den Erfordernissen der modernen höheren Lehranstalten eingerichtet, die Lehrstühle mit vorzüglichen Professoren besetzt, dabei naturwissenschaftliche und archäologische Museen, eine großartige Bibliothek, verschiedene Sammlungen, in den oberen Classen vierhundert Hörer, während die Zahl der Schüler sämmtlicher Classen sich auf anderthalb Tausend beläuft. Das Internat besteht noch, doch ist das Collegium kein Kloster mehr. Der „legatus“ ist ein gebildeter Mann und der kleine Student ist kein „Mendicant“ nach alter Mode mehr, auch die „semper“-Suppe hat sich gebessert, nur das tägliche Brod heißt noch jetzt „brúgó“. Die zahlreichen Beneficien ermöglichen es vielen armen Jünglingen, ihre Talente wissenschaftlich auszubilden. Das Grundcapital des Collegiums betrug im Jahre 1745 10.000 Gulden, gegenwärtig bereits eine Million.

Von hier ist eine ganze Schar von Geistlichen hervorgegangen, die den reformirten Glauben verkündeten, desgleichen von Schriftstellern, welche die ungarische Gelehrsamkeit mit vielem Erfolge verbreiteten und unter denen sich zu Ende des XVIII. und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Gruppe von Dichtern bildete, welche, in besonderer Richtung thätig, von der ungarischen Literaturgeschichte als „Debrecziner Schule“ bezeichnet werden. Diese Schule behauptete in der Literatur, den Sprachneuerern gegenüber, das Recht der volksthümlichen, urwüchsigten magyarischen Sprache. Aus ihr ging Michael Fazekas hervor, der Verfasser des „Ludas Matyi“, und Michael Csokonai-Vitéz, vor Petöfi der volksthümlichste Dichter der Magyaren, dessen von Mikolaus Tzso modellirte Erzstatue im Park hinter dem Collegium aufgestellt ist (eine der schönsten vaterländischen Statuen, deren Kosten, 26.000 Gulden, durch die Einwohner Debreczins allein bestritten wurden; außerdem hat der Dichter noch ein gußeisernes Grabmal auf dem allgemeinen Friedhof). Aus dieser Schule sind auch die erste ausführlichere magyarische Sprachlehre und die erste Botanik hervorgegangen; jene von Johann Földi verfaßt, diese von Samuel Diószegi und Fazekas.

Die Thätigkeit Csokonais wird in dem Abschnitt über magyarische Dichtkunst näher zu kennzeichnen sein, hier genüge die Aufzählung der aus der Debrecziner Hochschule hervorgegangenen, erfolgreichsten Gelehrten und Schriftsteller, und zwar haben sich außer den Angeführten noch Sinay, die beiden Buday und Péczely in der Geschichte,



Herde während der Mittagsrast.

Kerekes in der Geometrie, Lugoſy in der magyariſchen und orientaliſchen Philologie, Ludwig Kuthy in der Poesie einen unſterblichen Namen gemacht. Und gegenwärtig bildet die Geſamtheit der in Debreczin wirkenden Schriftſteller ſchon ein ganzes Armeecorps.

Auch die magyariſche Schauſpielkunſt hat Debreczin viel zu verdanken. Schon im Jahre 1798 erſchien daſelbſt, aus Siebenbürgen kommend, die damalige erſte Schauſpieltruppe und wiederholte ihre Gaſtſpiele bis 1804. In dieſem Jahre ſchenkte Gräfin Joſef Károlyi der Debrecziner Schauſpieltruppe eine vollſtändig ausgerüſtete Theatergarderobe, welche den Grund legte zur gebiegeneren Ausſtattung des magyariſchen Theaters. Die Schauſpieler ſtanden im Solde der Stadt und wurden von ihr engagirt. Aus den Rechnungen geht hervor, daß es ſelten ein Deficit gab. Zu jener Zeit befand ſich das Theater im Gaſthof „zum weißen Roß“, ſpäter in einem Nebengebäude der Kürſchnerhalle. Eine zeitlang blühte die Schauſpielkunſt in einem Privattheater, das ein Debrecziner Bürger gebaut hatte. Es wurden auch Originalſtücke gegeben neben Überſetzungen der beſten ausländiſchen Werke. Endlich erſtand das neue Theater am Anfang der Czegléd-Gaſſe und dieſes iſt ſeit fünfundzwanzig Jahren der Muſentempel Debreczins. Zur Glanzzeit der magyariſchen Schauſpielkunſt, im Jahre 1861, als das Verfaſſungsleben aufzuflammen begann, beſchloß die Gemeinde Debreczin den Bau eines ſtattlichen ſtändigen Theaters und vier Jahre ſpäter ſtand das prächtige Muſenhaus um den Preis von 200.000 Gulden vollendet da.

Die Theatersaiſon dauert von Anfang Herbfſt bis zum Sommer, eine vorzügliche Truppe iſt ſtets geſichert und wird von der Stadt ſubventionirt. Jetzt iſt ſogar ſchon ein Penſionsfonds für alte Schauſpieler vorhanden. Auch des magyariſchen Liedes und der magyariſchen Muſik iſt bei Debreczin Erwähnung zu thun. Wie eifrig dieſelben hier augenſcheinlich gepflegt wurden, geht aus jenen Magiſtrats-Befchlüſſen hervor, welche zur Zeit der großen Kataſtrophen Muſik und Geſang eigens in der ganzen Stadt verboten, aber auch aus der zu Anfang dieſes Jahrhunderts erfolgten Bewilligung, welche dem Orcheſter der Studenten ertheilt wurde, während der Theatervorſtellungen zu ſpielen, jedoch nur in bürgerlicher Kleidung.

Der Debrecziner Geſang („kántus“ = cantus) war ſo berühmt, daß er zu Leichenbegängniſſen ſelbſt in ferne Gegenden beſtellt wurde. Auch in Budapeſt hat er ſich hören laſſen. Die zur Ferienzeit heimkehrenden Studenten verbreiteten Jahrzehnte hindurch die zur größten Beliebtheit gelangten Melodien, die Lieder Csokonais: „Die mit Irdiſchen tändelſt als ein Himmelskind“, „Tihany's Tochter, o du helle laute“, „Abend war's, da der Befehl kam“, „An die Feldflaſche in Fohlenhaut“, das unvergleichlich ſchöne Trinklied: „Schattengleich hiſchwindet ja das Daſein“. Im ganzen Lande berühmt waren zwei Muſikercharaktere Debreczins, Bóka und Bihari; unter den unerreichbar ſchönen,

fangbaren Melodien des Letzteren ist das Werbungslied der dreißig Bursche das berühmteste. Im französischen Kriege hatte Debreczin dreißig Rekruten zu stellen. Damals wurden diese noch angeworben bei Tanz und Fiedelklang. Das begeisterte Werbelied Biharis wirkte nun dermaßen, daß gleich am ersten Tage die erforderlichen dreißig Bursche



Fußtarichter aus alter Zeit.

in den Ring der Werber eintraten. Darum nennt man dieses Lied das Werbungslied der dreißig Bursche. — —

Die charakteristischen Sonderzüge Debreczins, denen es eine so spezifische Berühmtheit verdankt, wären nun beschrieben; wir müssen jetzt auf jene Institutionen übergehen, welche es in die Reihe der bedeutenderen, allen modernen Anforderungen genügender Städte erheben.

Die Eifersucht der Confessionen hat längst aufgehört. Haben die calvinistischen Gläubigen ihre große Kirche, ihre kleinen Kirchen, worunter die merkwürdige „Spitalskirche“ und die in den letzten Jahren erbaute calvinistische Kirche in der Czegléd-Gasse, so haben ihrerseits die Katholiken die zweithürmige St. Anna-Kirche und die Israeliten zwei Synagogen. Das Unterghymnasium der Piaristen steht auf gleich hoher Stufe wie die protestantische Mittelschule. Jede Confession erhält ihre Schulen selbst, die Professoren sind so zahlreich, daß sie eine eigene Gesellschaftsclasse bilden. Die Elementarschulen, in denen der Unterricht Dank der Freigebigkeit der Stadt ganz unentgeltlich ist, dringen, als Vorposten der allgemeinen Bildung, bis in den Hortobágy hinaus. Auch die Puszta hat deren zwei. Unter diesen ist die der Puszta Dhat bemerkenswerth mit über anderthalbhundert Schülern; sie ist confessionslos. Der weiblichen Erziehung stehen eine höhere und mehrere niedere Töchterschulen zur Verfügung. Außerdem sind zu erwähnen: die confessionslose Realschule, die von der Stadt erhalten wird, ferner die Fachschulen, und zwar: eine Lehrerbildungsanstalt, Gewerbeschulen, die commercielle Mittelschule, die königliche landwirthschaftliche Lehranstalt mit ausgedehnter Musterwirthschaft, die Ackerbau- und Ökonomieschule. Die letztere allein wird durch den Staat erhalten, die übrigen gedeihen aus eigener Kraft der Stadt.

Die geistige Bildung ist auch die Grundlage der materiellen Wohlfahrt. In unserer Zeit ist die Landwirthschaft schon eine Wissenschaft, Handel und Gewerbe sind es noch mehr. Nach den Aufzeichnungen der Chroniken waren es die von ausländischen Akademien heimgekehrten Professoren=Candidaten, welche die Pfropfreiser der ersten edlen Obstbäume nach Debreczin mitbrachten. Die Spuren des Culturfortschritts sind täglich zu sehen, sowohl in Feld-, Garten-, Waldindustrie und Viehzucht, als auch im Betriebe der Werkstätten und Fabriken. Die Enge des diesem Aufzuge zugewiesenen Raumes gestattet uns nicht, eingehende Daten über die Thätigkeit der Gewerbetreibenden zu geben, welche 12 Procent der Einwohnerschaft Debreczins ausmachen; es genüge zu constatiren, daß, wenn dieser oder jener Industriezweig durch Wechsel des Geschmacks oder die Concurrrenz billigerer Artikel unterdrückt wird, an seiner Stelle ein anderer entsteht und sich einen neuen Markt schafft. So ist z. B. die einst so blühende Weberindustrie jetzt nur noch durch einen einzigen Weber repräsentirt und neben den 800 „Stiefelmachern“ (csizmadia) sind ein paar Hundert „Schuhmacher“ (czipész) entstanden, die Salami-Fabrication dagegen concurrirt mit der italienischen; als die ehemals berühmte Pfeifenindustrie abnahm, hob sich die Fabrication von Backsteinen und Töpferwaaren; die Gerberei ging zurück, die Tischlerei hob sich. Gefördert wird die Industrie durch einen entwickelten Handelsgeist, der Debreczin in ununterbrochener Verbindung mit dem ganzen Lande, wie auch mit dem Auslande erhält. Und Handel und Gewerbe beziehen, sowie die Landwirthschaft, ihr

Lebensblut aus gesunden Geldinstituten, Sparcassen und Banken. Debreczin, das vordem in zwei Comitaten gelegen war, hat jetzt nicht nur seine selbständige Jurisdiction, sondern ist auch die Hauptstadt eines neu geschaffenen Comitates (Hajdu), daher zugleich Sitz der städtischen und Comitatsverwaltung, mehrerer Staatsämter, des Commandos der Honvéd-Brigade und Wohnort einer großen Zahl von Professoren, Advocaten, Ärzten, Kaufleuten, Technikern u. s. w. Eine zu so hoher Bildungsstufe gelangte Gesellschaftsclasse hält natürlich auch in ihren Unterhaltungen und Institutionen gleichen Schritt mit den großstädtischen Vorbildern, und so hat denn Debreczin sein Casino, einige Lesevereine, mehrere wohlthätige Vereine, eine Handels- und Gewerbekammer, einen Gartenbauverein, Musikverein, Theaterverein, Kennverein, eine Schützengesellschaft und eine Advocatenkammer. Der Fortschritt von Comfort und gutem Geschmack zeigt sich unter Anderem in der prächtigen neuen Sziforaj'schen Badeanstalt mit elektrischer Beleuchtung, mit der sich wenige im Lande, ja in der ganzen Monarchie messen können, und in den ganz auf europäischem Niveau stehenden Hotels. Debreczin entsendet drei Abgeordnete in den Reichstag. Auch ist die Stadt der ständige Bischofsitz des reformirten Kirchendistrictes jenseits der Theiß (das Haus des Bischofs steht auf dem Hauptplatze neben der Domkirche) und überdies wählt ihre reformirte Kirche vier ordentliche Seelsorger.

So finden sich in Debreczin uralte Überlieferungen und die Errungenschaften der Neuzeit dicht nebeneinander: die knarrende Trockenmühle neben der mit reichen Dividenden gesegneten Dampfmühle, das mit der Haue des „Stiefelmachers“ bearbeitete Kukuruzfeld neben der Musterwirthschaft, welche alle Culturpflanzen hervorbringt, der Weingarten des Sandbodens, der nur saueres Gewächs erzeugt, neben der französischen Feinobstgärtnerei, das Bollblutgestüt und der Karrengaul, der nicht „ló“ (Pferd), sondern im Dialect „lü“ heißt, der „peregrinus“, der Winkelschreiber und das Mitglied der Akademie, der Großhändler und der Roßkamm, die Höhen und die Tiefen der ungarischen Gesellschaft, die aber in jedem Blutstropfen magyarisch und selbstgemacht ist. Was in ihr zufallsam und was rauh ist, das hat sich Alles aus dem einen unvermischten magyarischen Element entwickelt.

Dieses urwüchsige, kernmagyarische Volk lebt noch besonders in gewissen Debrecziner Charakterfiguren. Wir lassen die wissenschaftlich gebildete Classe beiseite welche sich weder durch ihre Cultur, noch durch Tracht oder Lebensweise im Geringsten von der der andern großen Städte Ungarns unterscheidet und überaus zahlreich ist; nur die volksthümlichen Figuren sollen uns hier beschäftigen.

Allen voran schreitet der „Civis-Bürger“ von Debreczin (wie er sich gerne nennen läßt), der Herr des Hauses und der Außenbesitzungen. Er ist eine stämmige, in der Taille kräftige Gestalt, in der Jugend schlank und stramm gewachsen, das Angesicht ernst, nicht immer zum Lachen geneigt, sein gerundetes Wesen kommt nur vom guten Leben; was er

spricht, überlegt er erst wohl und faßt es dann in gewählte Worte, in deren Aussprache er sogar dem Magyariſchen der Bühne und Kanzel am nächſten kommt. Er macht nicht leicht Bekanntschaften, daher man auch von einem Menſchen, der den nicht ſieht, den er nicht ſehen will, zu ſagen pflegt: er habe „ein Debrecziner Auge“. Seine Tracht iſt ein einfaches magyariſches Gewand von blauem Tuch, in früherer Zeit bei Regenwetter ein grüner „Crispin“ mit rothem Kragen, in der Hand trägt er einen langen Spazierſtock, auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut mit ſpitz gerundetem Kegel. Kette und Knöpfe von Silber trägt er nur an Feſttagen. Der „Civis“ mit einem Vermögen von 100.000 Gulden kleidet ſich genau ſo wie die Übrigen. Die Handwerker der verſchiedenen Gewerbszweige tragen gleichſam eine Uniform. Der Landwirth und ſein Gefinde, der Selcher, Metzger, Schufter, Gerber, Maurer, Zimmermann, Filztuchſchläger, Kürſchner, Hutmacher u. ſ. f. tragen an Sonn- und Feiertagen Kleider von ganz verſchiedenartigem Schnitt und Farbe, ſo daß man das Gewerbe eines Jeden an ſeiner Tracht erkennen kann.

Es gibt Familien, die ſo ausgedehnt ſind, daß man ſie ſchon ein „Heer“ (had) nennt. Und den Titel eines Debrecziner „Civis-Bürgers“ darf Einer nicht nur ſo nach Belieben annehmen; nicht einmal die Geburt gibt noch dieſes Recht. Selbſt der Sohn eines Civis-Bürgers wird erſt dann ein ſolcher, wenn er den ſchweren, ſtrengen Eid ablegt, an König und Vaterland, an der Stadt Debreczin und allen ihren Privilegien treulich feſtzuhalten bis an ſeinen Tod. Darüber wird ihm ein Diplom ausgestellt und dafür bezahlt er eine Taze.

Der Civis-Bürger von Debreczin iſt allerdings ſtolz, — ſtolz auf ſeine Stadt, ſeine puritanischen Sitten, ſeinen Vermögensſtand, ſeine Intelligenz und auf ſeine Obrigkeiten; dabei aber weiß er, was ſich ziemt, erweißt Jedem die ihm gebührenden Ehren und iſt gaſtfrei, obgleich er ſich allerdings ſeine Leute wählt.

Die weniger wohlhabende Claſſe der Bürgerschaft findet man am beſten unter den Marktzelten. Ein ſolcher Markt auf dieſem oder jenem Platze der Stadt iſt förmlich eine ethnographiſche Ausſtellung der typiſchen Volksfiguren von Debreczin. Da ſieht man in den langen Gaſſen von Leinwandzelten den Schneider des tulpengekiſteten Szür, den Guba-Schneider, den Künſtler der bunt ausgenähten Bunda, den Kürſchner, den Autor der ſchaftgewaltigen Stiefel, der auch jetzt noch in einer beſonderen Halle verkauft, den Töpfer mit ſeinen glazirten Krügen und überdies Alles, was zur Befriedigung des menſchlichen Magens dient: eine ganze Gaſſe voll würdiger Bearbeiter des Schweinefleiſches, Baſteien von Speck, Hügel von Bratwürſten und Salami-Batterien mit gezogenen Rohren. Zwischen ihren Zelten ſehen wir die berühmten Debrecziner Lebkuchenbäcker und — die wir zuerſt hätten erwähnen ſollen — die Marktweiber von Debreczin, welche gewaltigen Wuchſes daſitzen, die Bäckerinnen der Strizel, Strudel, Prügelfrapfen, die Verkäuferinnen von

Brod und gebratenem Kürbis und Leichnüssen, kein „weißes Volk“, wie der Magyare das Weibsvolk nennt, sondern ein rothbackiges, die „bekränzten Dichterinnen“ der für ewige Zeiten gebackenen Brezenkränze, die erbgeessenen Schutzfrauen des Paprika, der Hirse, des gerösteten Kukuruz und des gedörrten Obstes, unter denen in der Regel ein ebenso lebhafter als lauter Ideenaustausch stattfindet. Die ärmeren Höherinnen, welche mit Trödelkrum handeln, müssen auf den Binsenmatten der Seitenplätze hocken, die Wanderzigeuner und ihre Weiber aber bilden nur noch einen ambulanten Bazar, schleppen ihre Waaren auf den Schultern und werden unter den aristokratischen Marktweibern nicht geduldet. In dieses bunte Bild gehört endlich noch der unfehlbare Kärner, dieses aus einem Gaul, einem Karren und einem Menschen zusammengeschnittene Etwas, welches ein Sprichwort folgendermaßen umschreibt:

„Außen ein zottiger Pelz,  
Dinnen ein Mensch gar faul,  
Hinten ein Karren böß,  
Vorne ein lahmer Gaul.“

Die großen allgemeinen Jahrmärkte sind ferner noch wichtig durch den mit ihnen verbundenen, außerhalb der Stadt abgehaltenen Viehmarkt, wo solche Mengen von Thieren zum Auftrieb gelangen, daß man einen Begriff erhält von einer Völkerwanderung, welche sich mit allen ihren Hausthieren in Bewegung setzt.

Bauart und Hauswirthschaft in Debreczin sind ziemlich dieselben wie in anderen magyarischen Städten; die Neuzeit hat auch in diesen Punkten Manches geändert. Die Hauptgassen haben stockhohe Häuser und an die Stellen des Rohrdaches sind die Dachziegel getreten.

Auch die Volkstracht nähert sich der Mode; die Mädchen tragen nur noch selten, im Brautstande allenfalls, den perlendurchflochtenen Mädchenkranz, auch die einst berühmte spitzengeschmückte Thurmhaube erscheint nur noch auf den Köpfen ehrwürdiger Matronen; auf den berühmten „Meisterbällen“ jedoch, besonders auf dem der Selbhergesellen, wird der alte volkstümliche Pomp noch hervorgeholt: die gestickte Schürze, das geblümete Mieder und dergleichen. Unsere Illustration gibt den kernmagyarischen Typus von Debreczin genau wieder in seinen bekanntesten Volksfiguren, welche an Ort und Stelle zu den angesehensten Leuten gehören, und die hier vorgeführte Volkstracht zeigt den sogenannten „Herren-Szur“, der zugleich „salonfähig“ und pusztafähig ist.

Ebenso steht es in Debreczin um die Volksgebräuche. Interessante Absonderlichkeiten gibt es da nicht, Hochzeit und Begräbniß sind wesentlich so, wie in allen großen Städten und wie wir sie schon bei der allgemeinen Charakterisirung des magyarischen Volkes beschrieben haben. Sie sind sogar noch einfacher als beim übrigen Volk, da der vor langer

Zeit eingeführte Puritanismus alles Ceremoniel von oben bis unten gründlich ausgerottet hat. Auf Lustbarkeiten aber versteht man sich gut, da ist man gemüthlich und ausdauernd. Das Interessanteste auf den „Meisterbällen“ ist der sporenklingende Solotanz der jungen Burschen, der noch an den einstigen Werbertanz erinnert; er wird erst von den Männern allein getanzet, bis die beiden erwählten Tanzmeister jedem die Rose seines Herzens, seine erkorene Tänzerin übergeben.

Volkslieder entstehen in Debreczin nur wenige, eher noch auf der Puszta. Die Lieder Csokonais, auch die der Studenten, sang man einst und singt sie noch jetzt, aber die weithin berühmten Gesangsvereine der Bürger halten sich jetzt mehr an künstlerisch tadellos vorgetragene Chöre, mit denen sie allen Sängerverbindungen des Auslandes die Stange halten können. Nur die Psalmen König Davids haben ihre alte Beliebtheit nicht eingebüßt und der Schuster singt, von dem Klatschen seiner Muschle begleitet: „Der Herr ist Herr über die ganze Erde.“



Rechender Herr.